

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	11 (1921)
Heft:	43
Artikel:	Das Totenhemdchen
Autor:	Grimm
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-645538

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nah, seit —. Die beiden Hüterinnen ihrer Tage fehlten ihr wie noch nie. Aber es war nun wieder ganz still. Mein Gott, wie allein sie mich gelassen haben, dachte das Mädchen.

Plötzlich scholl der Tritt eines Pferdes ganz nah. Ein Wagen kommt vom Dorfe, dachte Wilma gleichgültig.

Die Landstraße lag aber so hell da, wie am Tage. Wie angezogen vom Monde trat das Mädchen unter die Gartentüre. Sie knarrte, als sie sie aufstieß. Und immer noch und immer näher klang der Tritt der Hufe. Aber kein Wagenrassel folgte ihm.

Einen Augenblick befie Wilma etwas wie Angst. Sie schwankte noch, ob sie gehen oder bleiben sollte. Da sah sie ein weißes Pferd. Der Mond spielte auf der Kruppe des Schimmels, das Fell leuchtete ganz.

Unwillkürlich fassten Wilmas Hände nach rückwärts in die Gitterstäbe des Gartentors und schoben es zurück. Aber der Reiter hatte sie schon erreicht.

„Ei, sieh da,“ grüßte er sie. „Ich hätte es nicht gedacht,“ fügte er hinzu.

„Was?“ fragte Wilma unwillkürlich.

„Dass ich Sie noch einmal sehen würde und zu dieser Stunde.“

Von ihrem Leide gedrängt, entgegnete sie: „Seit Sie hier vorbeikamen, ist hier vieles anders geworden.“

Er fragte, was geschehen sei. Und sie erzählte ihm von ihrer Verwaistheit.

Er zog seine Mütze mit einer seltsam feierlichen Bewegung: „Armes Mädchen,“ murmelte er. Und plötzlich beugte er sich nieder und legte die Hand auf ihren Scheitel.

„Das Leben würde Sie aber doch hier weggeholt haben,“ sagte er.

Wilma fühlte sich von einem seltsamen Drang nach Ferne erfüllt. Sie blickte die mondweiße Straße entlang. Für den Augenblick hafte ihre Seele nicht an dem leeren Hause, nicht an ihrer Trauer.

„Es war zu einsam hier für Sie,“ fuhr er fort.

„Es war friedlich,“ antwortete sie.

Und er: „Jugend will Frieden, Jugend will Genuss!“

Wilma schwieg. Sie konnte ihm nicht widersprechen.

„Würden Sie hingehen?“ fragte er, als sei es ihm erwiesen, dass sie hier nicht bleiben könne.

„Ich weiß nicht. Ich weiß nichts von der Zukunft.“

Auf einmal streckte er seine Arme nach ihr aus und zog sie ein wenig an sich. Sie wußte nicht, wie sie es geschehen ließ, wie sie selbst die Arme ihm entgegen hob.

„Ich bin morgen noch in der Stadt,“ flüsterte er und nannte ihr ein Gasthaus.

Und er ließ sie zu Boden gleiten.

„Das Leben ist mächtig,“ sagte er, „es spült in die einsamsten Winkel und holt uns heraus, die wir meinen, ihm zu entrinnen.“

Noch einmal strich er mit der Hand flüchtig über ihr Haar. Dann gab er dem Pferd die Sporen, dass es stieg und davonstob. Im Mondlicht schimmerten die Buchstaben des Namens Giovanni an der Satteldecke merkwürdig scharf und deutlich.

Wilma lehnte am Gartentor. Es öffnete sich nach rückwärts. Wie betäubt und geblendet durchschritt sie den Garten und trat ins Haus zurück.

Die kleine Pfarrerin überfiel sie mit liebevollen Vorwürfen, was sie nur denke, so in der kühlen Nacht zu stehen. Sie solle sich von ihrem Schmerz nicht zu sehr bedrängen lassen.

Schmerz? dachte Wilma. Und sie schalt sich selbst, dass sie ihres Schmerzes vergessen. Sie lief in ihr Schlafzimmer, entließ der redseligen Trösterin. Schmerz? dachte sie. Es war wohl ein dumpfes Heimweh nach den zwei gütigen Gefährtinnen und einer vergangenen Zeit in ihr, allein es leuchtete etwas Neues in sie hinein, wie der Mond, der geisterhaft auch in die Schlafzimmer drang. Schon vermochte sie sich nicht mehr zu verdeutlichen, wie es früher gewesen war. Was sollte werden? überlegte sie. Die Waisenbehörde würde kommen und der Pfarrer und der Arzt und andere. Alle würden Räte bei der Hand haben und sie mit ihren mehr oder weniger guten Meinungen peinigen und verwirren. Und dann — die Hand des Reiters brannte auf ihrem Scheitel. Wie seltsam war alles! Sie wußte nichts von ihm, nicht einmal, ob der Name, der an seiner Satteldecke gelehnt hatte, der seine gewesen. Aber, wo er war, wußte sie. Und sie sah seine Augen, sein Gesicht, spürte die Berührung seiner Hand. Und was zu ihm in Beziehung stand, riß alle andern Erwägungen wie Kartenhäuser zusammen.

Plötzlich öffnete sie die Schublade einer Kommode und riß Kleidungsstücke heraus. Auch dachte sie an eine Reisetasche, die auf dem Estrich stand. Und nach einer Weile: Am frühen, noch dunklen Morgen ging ein Zug. Sie wußte das, weil sie immer sein Rollen gehört hatte.

Am andern Tage herrschte große Erregung im Hause, wo die Kapuzinerranken gilbten. Die Hüterin konnte Wilma nicht finden. Sie lief zu ihrem Mann. Es versammelten sich alle, auch der Doktor und Leute vom Waisenamt in den leeren Wohnräumen.

„Am Ende hat sie sich ein Leid angetan,“ rief die romantische Pfarrerin.

„Man wird nachforschen,“ sagte streng und entschlossen ein Amtsmann.

Sie begannen die Suche im nahen Dorfweiher. Aber beim Tode fanden sie sie nicht. Und als sie sie beim Leben zu suchen begannen, war ihre Spur schon verwischt, die Welle schon wieder glatt, die die kleine Wilma hinweggespült.

Ende.

Das Totenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war schön und sie hatte es lieber, wie alles auf der Welt. Auf einmal starb es, darüber konnte sich die Mutter nicht trösten und weinte Tag und Nacht. Als aber das Kind noch gar nicht lang begraben, so zeigte es sich in der Nacht an den Plätzen, wo es sonst gesessen und gespielt, und weinte die Mutter, so weinte es auch, aber wenn der Morgen kam, war es verschwunden. Als nun die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht mit seinem weißen Totenhemdchen, in dem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopf, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach, Mutter, hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen, denn mein Totenhemdchen wird

gar nicht trocken von deinen Tränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrak die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder mit einem Lichtchen in der Hand und sagte: „Siehst du, nun ist mein Heimchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grab.“ Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig, und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettchen.

Grimm.

Großmutter.

Schon dämmert's draußen und wandelt fein
Den Zwielichtschimmer zum Vollmondschein —
„Ach, könntest erzählen du immerzu,
Ach, stürbst du uns nimmer, Großmütterchen du!“
Der Mond durchschimmert ihr Greisenhaar,
Die Alte ist heute so sonderbar,
Sie wischt sich die Wimpern, lächelt, spricht:
Noch eines erzähl' ich — vergeht es nicht!

Einst lebt' eine Frau, wie ich war die;
Die Kinder und Enkel liebten sie,
Sah alles herrlich rings' gedeih'n,
Und sollte scheiden doch bald allein.
Ach, als er — erschreckt nicht — als drohte
Wie bracht's ihr Herzeleid und Not!..
Sie hat ihn verflucht mit gellem Schrei —
Da nückte der Tod — und ging vorbei.

Ei, jubelte die Frau dazu:
Nun läßt er mich bei euch in Ruh —
Schon lag der Schnee auf ihrem Haupt,
Noch hat sie sich beneidet geglaubt.
Von Kind und Kindeskinde trank
Das Lachen sie mit Glück und Dank,
Bis eines Tages sie verstört
Unterm Lachen rings auch Gelächter hört —

Bis langsam fühl die Welt ihr ward —
Was da war, schien ihr fremder Art, —
Was einst so voll ward, jetzt ward's leer, —
Müd war der Leib, der Geist ward schwer.
Die Sonne stieg, die Sonne sank,
Die Alte saß halt auf der Ofenbank:
Bald konnt' sie schlecht nur steh'n und geh'n,
Schön war sie nicht mehr anzuseh'n.

Dann starben die Kinder, die Alte häumt,
Dann starben die Enkel — die Alte träumt.
Die Neuen fragen: was soll das hier?
Die Kleinsten, sie fürchten sich schon vor ihr.
Runzel an Runzel ihr Angesicht,
Kauert sie da und röhrt sich nicht —
Nur in den roten Auglein doch
Glimmt's wie ein Funken immer noch.

Geschlecht auf Geschlecht vorübergeht,
Das Hutzelspenstchen sie übersteht,
Vertrocknet — wer sie sieht, der hebt —
Zu einem Alträuchchen, aber lebt.
In einer Wade, mit Glas darauf,
Stellt man sie endlich im Dome auf;
Am Totensonntag nur regt's drin
Und seufzt, kaum hört man's vor sich hin...“



Walliser Haus, mehrstöckig. (Evolena, Wallis.)

„Großmutter, erzähl' uns was andres — uns graut!“
Großmutter streichelt die Kleinsten und schaut
Von einer zur andern: „Und denkt nur gar:
Die dumme Geschichte ist gar nicht wahr!“
Draußen steht einer im Mondonlicht,
Sie sieht ihn, die Kinder sehen ihn nicht.
Sie grüßt mit den Augen ihm hinaus,
Er zeichnet mit einem Kreuzlein das Haus.

Ferdinand Avenarius.

Ursprung und Entwicklung des Schweizerhauses.

(Schluß.)

Das Wallis ist in Bezug auf seine Bauarten als ein Gebiet von Mischformen zu bezeichnen. Im Goms und seinen deutschsprechenden Seitentälern findet sich das Vänderhaus in Holzkonstruktion, das aber oft mit steinernem Unterbau (besonders bei Wohnbauten) versehen ist. Charakteristisch ist ein von der Küche abgetrennter oder als selbständiger Hausflügel bestehender Vorratsraum, der „Saal“, der in vornehmlicher Häusern oft das ganze Erdgeschöß einnimmt. Die eigentlichen Speicher und die Ställe befinden sich in abgetrennten Hütten in der Nähe des Wohnhauses. Oft gehört ein Speicher einer ganzen Anzahl von Familien; einer jeden ist ein Teil des Raumes zugewiesen und mit der Hausmarke bezeichnet. So gibt es auch gemeinsame Ställe. Auf den Alpen der Walliser finden sich Hütten, die als Stall und Wohn- bzw. Speicherraum zugleich dienen (z. B. Falduvalp, Kumminalp, Riederlalp, Zwischbergen). Im steinernen Unterbau ist der Stall, darüber die Räume zur Heuauflagerung, zum Kochen und Schlafen (Gästern).

Im Unterwallis findet sich die ausgesprochen romanische Bauart etwa von St. Maurice bis Siders. Sie